

Matthias Wittekindt

MARMORMÄNNER

Kriminalroman

Edition Nautilus

Die Körper der Männer liegen wie tot da, aber ihre Haut glänzt, als hätten sie sich gerade noch angestrengt. Vielleicht sind sie gerannt, ehe sie sich hingelegt haben. Und ihre Augen! Die sind starr, aber doch klar, wie die von Lebenden. Ihr eigener Körper dagegen ist alt. Er riecht nach Wachs und Weihrauch. Sie beugt sich über die Männer und flüstert jedem von ihnen etwas ins Ohr. Sie kommen alle dran. In der Reihenfolge, wie sie vor ihr auf dem glatten, geäderten Stein liegen. Kaum, dass sie gesprochen hat, werden die Männer zu Stein.

Es ist in letzter Zeit nicht viel nötig, um sie zum Weinen zu bringen. Oder wenigstens zum Nachdenken. Einem verzweifelten Nachdenken, das den Tod aufhalten oder sie endlich erlösen soll. Aber sie hat ja keinen Einfluss auf diese Dinge. Und so hat sie begonnen, ihren Schmerz und ihre Träume für einen Ausdruck von Liebe zu halten. Darum ging es doch! Und darum, dass sie ihn nie gefragt hat, was damals geschehen ist. Es ist richtig gewesen, dass sie ihre Fragen ihrer Liebe geopfert hat, und sie weiß, dass für ihn die gleichen Gründe galten wie für sie. Aber die Vergangenheit lässt sich nicht ausschalten. Jetzt haben ihre Fragen und ihre Angst sie bis in den Schlaf verfolgt.

Als sie aufwacht, ist sie weder erleichtert noch beunruhigt. Trotzdem entsteht in ihrem Kopf eine Art Dialog, der das Geträumte erklären soll. Sie spricht nicht laut und ist auch nicht verrückt. Es ist das erste Mal, dass sie es wagt, sich den Ereignissen von damals zu nähern, und es ist der erste Tag seit langem, an dem sie nicht weint. Aber das reicht ihr nicht. Und so wendet sich ein Gedanke, der dreiundvierzig Jahre lang unerschütterlich feststand, in sein Gegenteil. Von nun an hofft sie nicht mehr, dass ihr Geheimnis unentdeckt bleibt. Diese Einstellung verschafft ihr endlich die Erleichterung, auf die sie so lange gehofft hat. Sie muss nichts mehr bewahren oder aufhalten.

»Noch nicht! Wartet!«

Gustave Bantoux muss gegen das Dröhnen der Aggregate anschreien.

»Aus!«

Er macht mit der Hand eine Bewegung, als würde er sich selbst die Kehle durchschneiden, der Motor des Baggers stirbt ab.

Es ist inzwischen dunkel geworden, und das Licht unter den Lampen bildet einen scharf abgegrenzten geometrischen Körper, der aus sich heraus leuchtet. Der Effekt wird durch den Regen gesteigert, der mit einer Intensität und Dichte fällt, einer Methodik der Natur, die keinen Gedanken an Veränderung zulässt.

Das leuchtende Volumen, der apokalyptische Regen und die lauten Motoren der Stromaggregate hätten wenig Bedeutung ohne die Blicke der Männer. Die starren, wie sie es vor langer Zeit beim Anblick einer Erscheinung getan hätten, einer Madonna zum Beispiel. Aber es liegt nicht am Licht, dass sie starren. Die Männer sind solche Anblicke gewohnt. Selbst Beton gießen sie bei Nacht und im Regen. Nein, es liegt an der Frau, die dort im Licht auf einem Hügel aus Lehm steht und Anweisungen gibt. Die Frau beherrscht alles. Nur sind die Aggregate zu laut für ihre Stimme.

Deshalb steht ein Mann zwischen ihr und der Maschine. Der leitende Ingenieur Gustave Bantoux übersetzt ihre Befehle, macht deutliche Zeichen. Der Diesel des Baggers springt wieder an, bläst schwarzen Rauch aus einem Rohr nach oben. Das Bild zittert.

Ein Ruck. Die Maschine setzt sich in Bewegung, Schlamm wird unter schweren Ketten weggedrückt, die Frau blickt in die Grube. Ein Gedanke. Zwei Meter tief. Die Blicke der Männer, der Bagger, ihr Gedanke, das alles gehört zusammen. Die Frau trägt kniehohe Stiefel aus Leder. Auch ihr schwarzer Mantel ist aus Leder, und unter dem Mantel trägt sie Jeans. Die Männer sehen sie noch immer an. Sie achten nicht auf den Bagger, Bagger sehen sie jeden Tag. Die Grube, der Fund, einen Meter vierzig unter der Erde. Ausgemessen, notiert, fotografiert. Blaues Gewebe. Gelblich weißes Gummi.

Das Gummi war der Auslöser. Für die Männer. Den Fund zu melden. Dreiundvierzig Jahre.

Die Grube füllt sich mit Wasser, und ein Gedanke präzisiert sich. Der Gedanke der Frau, während der Bagger, vierhundert PS, langsam näher kommt. Zu Füßen der Frau läuft eine Brühe aus Lehm und Sand unablässig den Hügel hinab, reißt Krümel und Klumpen mit in die Tiefe. Das Grab füllt sich. Jetzt hat sie eine Entscheidung getroffen. Aber der Bagger ist schon da! Drehung ihres Kopfes, Blick, Anweisung.

»Stopp! Aufhören!«

Ihre Hand, eine klare Geste. Die Frau hat etwas anders bewertet als vorhin. Der Bagger bleibt mit gesammelter Kraft stehen, schaukelt vor und zurück. Einen Moment lang passiert nichts. Einige Arbeiter ballen, ohne es zu merken, die Fäuste. Sie spüren, wie Zeit vergeht, die nicht vergehen dürfte, weil doch die Maschinen laufen, weil Diesel verbrannt wird. Aber es passiert nichts. Außer, dass die Frau weiter überlegt, einen zweiten Gedanken durchgeht und zu Ende bringt. Dann eine Bewegung. Die Frau im Licht greift an die Schnalle ihres Gürtels und springt in die Grube.

Die Männer, ihre Münder, ihre Augen. Niemand hat mit dem Sprung gerechnet. Wer zuerst reagiert? Gustave Bantoux. Er steht jetzt am Rand der Grube, beugt sich vor. Die Frau unten untersucht die Stellen am Abstich, auf die es ankommt. Ein Fetzen blauer Stoff hängt dort aus der Erde und ein Stück Gummi, scharf abgetrennt, ein Turnschuh. Deswegen haben die Arbeiter angerufen. Auf Turnschuhe achten! Die Arbeiter wurden nicht beauftragt, der Auftrag war bereits in ihren Köpfen. Auf Turnschuhe achten! Dreiundvierzig Jahre.

Das zerfällt, wenn die es rausholen ...

Marie Grenier, Spurensicherung Kommissariat Fleurville, richtet sich in der Grube auf, blickt nach oben. Über ihr pendelt der Greifer des Baggers.

»Was ist los?« Gustave Bantoux spricht laut, damit sie ihn versteht, und Marie Grenier sieht nichts. Sie schreit in das Licht hinein, in den fallenden Regen.

»Meint ihr ... können Sie mich verstehen?«

»Ja!«

»Meint ihr, dass ihr es in einem Stück rauskriegt? Nicht Stück für Stück, sondern in einem.«

»Madame, die Wände der Grube sind nicht stabil ...!«

»Diesen Bereich! Von hier! Bis hier!«

»... die können jeden Moment nachgeben! Sie sind drei Meter unter ...«

»Meinen Sie, dass das geht? Dass ich es in einem Stück auf den Tisch kriege!«

»Dann brauchen wir Gerät mit einer anderen Schaufel und müssen einen seitlichen Zugang schaffen.«

»Okay!«

»Jetzt kommen Sie da bitte raus. Geben Sie mir Ihre Hand!«

Gustave Bantoux streckt ihr seine Hand entgegen. Gott, wie weit er sich vorbeugt! Dann ein winziger Moment Unsinn in all der Anspannung. Ihr Körper bildet sich ab. In ihm. Die nasse Frau in der Grube. Ein Sekundenbruchteil. Er hält ihr weiter die Hand hin, sie sieht ihn an: »Ihr müsst es schaffen! In einem Stück! Über die ganze Breite, ich muss Längenmaße bestimmen!«

»Gott, sind Sie stur!«

Gustave Bantoux bekommt eine immer genauere Vorstellung von ihrem Charakter. Er denkt jetzt nicht mehr an ihren Körper, der Charakter ist am Ende das Stärkste, das, was bleibt.

»Und wir brauchen was, worin wir das einwickeln, eine Folie oder so.«

»Ich lasse Sie gleich mit dem Bagger rausholen!«

Sie nimmt seine Hand, und Gustave Bantoux zieht sie aus der Grube, wie man eine Katze aus dem Wasser zieht. Er macht ein Zeichen mit der freien Hand, erteilt einen Befehl. Jemand kommt und bringt eine Decke. Der Bagger zieht sich zurück. Ein Mann steigt aus, geht zu einem anderen Bagger. Die Schaufel dieser Maschine ist größer als eine Badewanne. Sie bekommt einen Becher Kaffee. Schwarz.

»Danke.«

Ein grauer Stoß Dieselruß in die weißen Striche des Regens, gelbe Bleche vibrieren.

Gustave Bantoux gibt den Männern neue Anweisungen. Er benutzt dabei Maries Worte: »In einem Stück, hört ihr!

Von da ... bis da zu den Verfärbungen! Und das wird dann in Folie eingewickelt. Als ob es was Archäologisches wäre.«

Die Männer arbeiten ohne Aufregung. Es sind Bauarbeiter, die mit dem Bagger umgehen wie ein Arzt mit einem Skalpell. Sie können alles aus der Erde holen. Auch in einem Stück, wenn man ihnen entsprechende Anweisungen gibt. Der Bagger schafft sich einen seitlichen Zugang. Zuerst wird der Boden oberhalb des Fundstücks abgetragen. Dann setzt die Maschine ihre zwei Meter breite Schaufel unterhalb der Schichten an, die Marie interessieren. Die sagt nichts, nickt nur zwei Mal anerkennend mit dem Kopf, während der Fund geborgen wird.

Gustave Bantoux legt ihr eine zweite Decke um die Schultern, was sie akzeptiert. Danach erteilt er einem Mann einen weiteren Auftrag, zeigt dabei auf ihren Becher.

Marie ist zufrieden: Gut, dass ich darauf bestanden habe ...

Ihre Entscheidung, noch mal in die Grube zu springen und ihre Anweisung zu präzisieren, war richtig. Marie beruhigt sich, ihr Körper wärmt sich auf unter den Decken. Gustave Bantoux steht schweigend neben ihr. Er ist noch immer wütend. Weil sie nicht rauskam, als er es ihr befahl. Wütend auch, weil sie ihm gefällt. Was ihm an ihr gefällt? Dass sie nicht rauskam, als er es ihr befahl. Solche Frauen gibt es zu wenige, findet er. Ein Mann kommt und bringt ihr Zucker. Während die Männer arbeiten, verwandelt sich eine aufgeladene Situation in einen gut organisierten Vorgang. Marie trinkt in kleinen Schlucken. Der Kaffee ist heiß. Irgendwie ist alles auf der Baustelle so. Groß, energetisch, heiß. Ihr gefällt das.

Der Kaffee, den sie eine Stunde später trinkt, ist lauwarm. Marie steht in ihrem Labor, und vor ihr auf dem Stahltisch liegt der Block. In der Grube war er Teil der Natur, auf dem Tisch ist er ein Gegenstand, der untersucht werden kann.

Routine. Kalt. Keine Gedanken. Marie betätigt verschiedene Schalter.

In Maries Raum wird spurenbehaftetes Material faktisch und gedanklich zerlegt. Es ist still. Nicht mal ein Summen hört man. Weißabgleich. Eigentlich überflüssig. Die Quarz-

brenner sind so gebaut, dass sie farblich nichts verfälschen. Sie sind auf die Digitalkameras abgestimmt, die regelmäßig von Marie ausgelöst werden. Sie hat sofort mit der Arbeit begonnen, will den Urzustand. Ihre Finger. Das Material ist kalt. Ihre Gedanken. Dreiundvierzig Jahre.

Marie nennt diesen klinischen, immer konstant auf neunzehn Grad gehaltenen Raum *mein Heiligtum*. Natürlich ist das ein Scherz. Keine normale Frau nennt einen gekachelten Raum, in dem alles aus Stahl ist, Heiligtum. Marie ist fünf- unddreißig Jahre alt. Mit ihren schulterlangen, unten leicht eingedrehten schwarzen Haaren sieht sie aus wie eine hübsche Verbrecherin aus einem Film der vierziger Jahre.

Die schlierigen Verfärbungen beginnen unter der dritten Schicht. Marie hat bei jedem Durchgang zwei Zentimeter abgetragen. Sie kennt sich aus mit Bodenproben. Und genau deshalb steht sie vor einem Rätsel. Der Block, den die Arbeiter geborgen haben, besteht nämlich aus einem Gemisch.

Lehm und Sand, die mischen sich in der Natur eigentlich nicht ... Marie geht zum Bücherregal. Es ist schon lange niemand mehr da, im Kommissariat von Fleurville. Sie könnte auch morgen weitermachen, es gibt eine Kühlkammer. Aber muss sie nach Hause? Sie hat keine Kinder und keinen Mann. Nein, sie ist frei, kann sich ganz auf die anstehende Aufgabe konzentrieren. Und so vergisst sie die Zeit beim Lesen des Buchs.

Ach, einen Garten gab es da mal! Einen Karpfenteich! Ein Landhaus! ... Gehörte einem Bankier aus Paris, abgerissen vor hundert Jahren, interessant ... möglich, dass sie damals den lehmigen Boden mit Sand gelockert haben, vielleicht lebte in dem Landhaus eine Frau, eine Mätresse, die Rosen mochte ...

Marie hat es erspürt. Das Geheimnis um die Liebe am Weinberg. Im Heimatmuseum von Fleurville gibt es Stiche, auf denen der alte Weinberg zu sehen ist, zusammen mit einem Anwesen nach höfischem Vorbild.

Nachdem die Arbeiter den Block ins Labor geschafft hatten, waren zwei geblieben, die sich verblüffend ähnlich sahen, und Marie hatte gefragt: »Wie seid ihr drauf gekommen, bei uns anzurufen?«

»Wir machen Bodenproben, um die Tragfähigkeit zu testen.«

- »Wir arbeiten für die CONDOR-VERSAI.«
- »Der Vorarbeiter hat sofort alles gestoppt.«
- »Hätten wir sowieso gemacht.«
- Sie fallen sich offenbar gerne ins Wort.
- »Weil wir ja wissen ...«
- »Was?«
- »Dass wir drauf achten müssen ...«
- »... auf Marmormänner ...«
- »... und auf Turnschuhe natürlich.«

Dann waren die Männer gegangen. Marie ahnt, dass ihr Chef, Roland Colbert, einen Wutanfall kriegen wird, wenn er erfährt, was hier auf dem Tisch liegt. Er hasst die Marmormänner.

Ein Mythos ist nichts anderes als ein Strickpulli, es gibt irgendwo ein Ende, an dem man ihn aufribbeln kann ... Marie beginnt mit dieser Arbeit wie mit jeder anderen, schält Schicht für Schicht ab. Ihre Gedanken braucht sie nicht für diese Tätigkeit, die gehen wandern. Urban Legend ... Dieser Begriff fällt ihr ein. Die Marmormänner sind unsere Urban Legend ...

Schon lange bevor Marie Grenier anfing, in Fleurville für die Spurensicherung zu arbeiten, kannte sie dieses Wort. Marmormänner. Sie kommt schließlich von hier. Als sie zwölf war, zog sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder nach Meaux, kam aber nach der Ausbildung zurück. Nach dem Angriff ihres Vaters, der sie in einer Nacht bei zwei Flaschen Weißwein mit Worten schwer verwundet hatte, brach sie mit ihrer Familie. Sein Wille und ihre Wut. Eine höllische Mischung.

Schluss, der Block wird sonst warm ...!

Ihre Hand unter silbernem Licht über poliertem Metall. Marie nimmt den großen Hobel und legt mit ruhigen Bewegungen die vierte Schicht frei. In der fünften Schicht ist etwas zu sehen. Schlieren ...

Marie wird unruhig. Sie spürt, wie steif das Material ist. Der November bis hin zum Februar stecken da drin.

Gut für den Hobel, dann schneidet er präzise ...

Meistens wurde von *den* Marmormännern gesprochen. Es ging ja um vier. Wie es zu dieser Bezeichnung kam, darüber gingen die Meinungen auseinander.

Zeig dich ...!

Unter der fünften Schicht wird ihre Ahnung durch Fakten bestätigt.

Dass sich das so lange gehalten hat, zweiundvierzig Jahre oder dreiundvierzig, kommt drauf an, welcher es ist ...

Blaues Gewebe. Teilweise bräunlich verfärbt. Als sei Rost eingeblutet ...

Andere Werkzeuge und noch mehr Geduld. Schließlich die Entdeckung. Drei Streifen ...

Marie Grenier weiß, was das bedeutet. Ein Schauer. Einen kurzen Moment lang ist sie stolz auf sich, und wie immer denkt sie in diesem Moment an ihren Vater.

Ein weißer Fleck im Gewebe. Pilze? Möglich, aber wenn das Farbe ist, hab ich ein Merkmal. Dann ist es nicht irgendeine Trainingshose, dann kann ich die zuordnen ...

Sie nimmt eine Probe und ... Diesen Moment müsste man festhalten. Das Bild, wie sie sich über den Block beugt mit ihrem Spatel. Eine Frau, eine ... eine Frau, die so bei sich ist, so konzentriert. Es ist wirklich schade, dass ihr Vater das nicht sieht. Dann müsste er nämlich sagen: *Marie, ich habe mich geirrt*. Er würde das anerkennen. Er könnte es rauslesen, aus ihrer Körperhaltung. Weil sie genau ist wie er. Weil er sie kennt, weil er sie liebt, weil ... Schluss ...! Marie hat es doch schon gesagt: Ihr Vater ist scheißegal. Ihr Vater, das sind doch nur kleine Reste Erinnerung. Falsche Spuren.

Das kann ich selbst untersuchen, wenn das Farbe ist ...

Dann der Hauptfund: Turnschuhe. Beide noch da! Kar-kasse, Gummi, Profil, Marke. Gott, es steht einfach da ... Buchstabe für Buchstabe, nach dreiundvierzig Jahren ...!

Sie bestimmt die Längenmaße der Hose, das ist der wichtigste Teil. Und der schwierigste. Nach der elften Schicht kommt weniger. Es endet, wie es begann. Und die Gedanken an ihren Vater sind auch vorbei. Sie hat ihn innerlich längst beerdigt.

Schlieren, bräunliche, das war's ...

Marie Grenier richtet sich auf. Sie ist aufgeregt. Es liegt an den Buchstaben. *Adidas*.

Gleichzeitig merkt sie, wie müde sie ist. Sie gießt sich also noch etwas lauwarmen Filterkaffee in ihren Plastikbecher und tut zwei Löffel Zucker dazu. Dann setzt sie sich

und ist zufrieden. Noch vor einem Jahr hätte sie weitergearbeitet.

Bin irgendwie anders als früher ...

Als Marie die zunächst nur kleinen Veränderungen ihres Charakters, ihrer Einstellung zu sich selbst und zu anderen vor ein paar Monaten zum ersten Mal wahrnahm, hatte sie sich gefragt, ob so etwas überhaupt möglich ist. Dass sich ein Mensch ihres Charakters mit fünfunddreißig noch mal verändert. Und wie immer in Momenten, die sie ankratzen, betrachtet sie ihren rechten Unterarm. Streicht zart über die Haut. Gegen den Strich, sodass sich ihre feinen, fast gläsernen Härchen aufrichten. Warum tut sie das? Macht ihr der seltsame Wandel ihres Wesens Angst? Woran liegt das, dass ich anders werde ...? Sie hat bereits drei Schwangerschaftstests gemacht! Negativ. Nein, es muss wohl doch etwas Seelisches sein, das da in ihr wirkt, oder etwas Magisches.

2

Die Hexen sind nicht da.

Es ist auch nicht dunkel oder neblig, und von einem Wald kann keine Rede sein. Man sieht die Köpfe sofort. Abgeschlagen, teils abgerissen, und bei zweien hängt noch was dran. Ein bisschen zerfranstes Fleisch, vielleicht eine Ader oder was von der Speiseröhre.

Und sie? Was bedeutet ihr Blick? Ekel? Anerkennung? Er würde es so gerne wissen. Was denkt sie, wenn so viel und so tierisch gemordet wird? Hat sie Angst? Findet sie den Vorgang des Mordens abstoßend? Oder erkennt sie den Zwang an, der ... nach der Tat verlangte? Gibt es bei ihr einen tief wurzelnden Instinkt, der sie am Ende zu dem Mann zieht, der als Letzter noch steht?

Der Kopf purzelt.

Nein, man kann aus ihrem Blick, aus der Haltung ihres Körpers nicht herauslesen, was sie von abgerissenen Köpfen hält und von jemandem, der gerade den letzten Kopf fallen lässt, achtlos, wie einen Sack Kartoffeln. Sie trägt übrigens ein Kleid aus Kaschmir – dreihundertfünfzig Euro, runter-

gesetzt von fünfhundertneunzig – dünn gestrickt. Es steht ihr gut. Und so soll es ihm recht sein, dass sie nicht da sind. Die drei. Die Schwestern ihrer Sphäre. Die Hexen auf der Heide.

Aber die Hexen sind natürlich doch da. Als Text. Sie sprechen eben nur mit der Stimme von Macbeth. Auch der Kampfgenosse und beste Freund von Macbeth steht nicht auf der Bühne. Der Schauspieler, der Macbeth spielt, verleiht allen seine Stimme.

Kurz vor Schluss kippen lautlose Maschinen die mit Silberfolie bespannten Wände ganz langsam, sodass Macbeth zuletzt am Boden einer Pyramide kauert. Nur noch er und seine Gedanken. *Erinnerungsgruft* hatte der Regisseur dieses Pyramidenbild genannt.

Licht im Saal. Geblendete Augen. Er ist vergangen, seine Taten nicht. Macbeth.

Großer Applaus.

Kommissar Roland Colbert findet noch immer, dass ihr das Kleid gut steht. Davon abgesehen denkt er beim Rausgehen über seine Platzierung im Theater nach. Er saß nämlich zusammen mit Juliet und seiner Tochter Sina in der ersten Reihe, direkt neben Bürgermeister René Plutard.

Damit bezweckt der doch was ...!

Die Sitzordnung in Städten unter fünfzigtausend Einwohnern. Kleinstadtpolitik. Bürgermeister Plutard gehört nicht zu Roland Colberts Partei. Im Gegenteil! Er und der Bürgermeister sind im Rathaus ein paar Mal so erbittert aufeinander losgegangen, dass viele sie für Feinde halten. Falsch. Roland Colbert bewundert René Plutard. Vor allem für seine Weitsicht. Schließlich war er es, der das Angebot der CONDOR-VERSAI damals ernst genommen und die Investoren nach Fleurville gelockt hatte. Roland und die Konservativen waren ängstlich dagegen gewesen.

Die CONDOR-VERSAI hat Fleurville in den letzten drei Jahren mehr verändert als irgendein Ereignis nach dem Krieg. Zweitausend Wohnungen sind entstanden. Luxusapartments für reiche, ältere Leute. *La Fleur* heißt die Siedlung. Ein schönes Wortspiel. *La Fleur, die Blüte von Fleurville!* Die Apartments sind längst verkauft. Und seit heute Abend

gibt es dank der Großzügigkeit der CONDOR-VERSAI wieder ein Theater.

Juliet glüht vor Begeisterung. Roland Colbert steht mit ihr, seiner Tochter Sina und sechshundert anderen im Foyer. Ein paar aus dem Vorstand der CONDOR-VERSAI sind auch da und hören Juliet interessiert zu. Er mischt sich nicht ein. Juliet arbeitet bei einem Schulbuchverlag, von Theater und Kultur versteht sie eindeutig mehr als er. Es erleichtert ihn, dass Juliet so begeistert ist, denn er hatte in letzter Zeit ein paar Mal das Gefühl, die Provinz würde sie klein und unglücklich machen. Er geht ein paar Schritte weg von der Gruppe und schaltet sein Handy an. Jetzt noch...? Eine Nachricht von Marie, mit der dringenden Bitte um Rückruf.

Er macht Juliet ein Zeichen und geht noch ein Stück weiter weg.

»Was gibt's denn, Marie?«

»Auf der Baustelle haben sie was gefunden. Eine Trainingshose und ein paar Turnschuhe. Ich hab das im Internet gecheckt. Die Turnschuhe wurden zwischen 1968 und 1972 hergestellt.«

»Ach du Scheiße! Ist mal wieder ein Marmorermann aufgestiegen?«

Seit dreiundvierzig Jahren wird immer wieder etwas angeblich Bedeutendes gefunden, das am Ende nichts ist.

»Marie, stopp! Du bist in die Ermittlungen gegen die Fahrradhehler eingebunden.«

»Ich will ...«

»An diesen scheiß Marmorern haben sich schon so viele die Zähne ausgebissen.«

»Ich hab meine Zähne noch.«

»Das höre ich.«

»Ich will nur abklären, ob die Hose zu einem der Opfer gehört.«

»Dreiundvierzig Jahre! Die Zeugen sind vermutlich tot, der Täter ... Wofür?«

Bürgermeister Plutard und seine Frau gehen auf Juliet zu, gefolgt von einem Fotografen und einem Reporter der *Gazette*.

»Ich muss Schluss machen. Du kennst meine Einstellung.«

»Danke.«

Marie unterbricht die Verbindung, ehe er noch was sagen kann, und einen Moment lang sieht Roland Colbert ein Bild vor sich, das in vielen Köpfen in Fleurville herumspukt. Ein Toter aus Marmor kommt wie ein Gewächs aus dem Boden.

Er steckt sein Handy ein und geht zurück zu Juliet und dem Bürgermeister. »Na, René. Bist du zufrieden?«

Bürgermeister Plutard lächelt Roland fest und professionell an und stellt ihm dann Eric Descleves vor, den Chef der CONDOR-VERSAI.

»Ah, Kommissar Colbert! Ich hatte vorhin einen Anruf von der Baustelle. Offenbar haben meine Männer etwas für Sie ausgegraben.«

»Ja, was ganz Altes.«

Wieder werden sie gesehen und fotografiert, der Bürgermeister gibt sich ungezwungen. »Ich habe gerade zu meiner Frau gesagt, eine Stadt ohne Theater ist wie eine Blume ohne Blüten.«

Nachdem der Bürgermeister die Bedeutung des Theaters für Fleurville noch mal betont hat, fragt er Juliet, ob ihr die Vorstellung gefallen hat.

»Oh ja, ich musste an eine Inszenierung denken, die ich in der Pariser Oper ...«

»In der Pariser Oper, wirklich!«

Trinken und Lachen. Die politischen Unterschiede rücken in den Hintergrund, und Eric Descleves beginnt ein längeres Gespräch mit Juliet. Er erklärt ihr, dass er nicht nur im Vorstand der CONDOR-VERSAI sitzt, sondern auch der Architekt von *La Fleur* ist: »Alles meine Entwürfe, einschließlich dieses Theaters! Auf einem Empfang letzte Woche sagte der Bürgermeister von Nancy zu mir ...«

Roland nimmt ein Glas Champagner von einem Tablett, geht zur Brüstung, trinkt schnell, spürt die Wirkung. Er ist beeindruckt vom Foyer. Der Raum geht hoch bis in den dritten Rang. Wobei die Front vom Boden bis zur Decke aus Glasbausteinen besteht, die so eingefärbt sind, dass ein wellenförmiges Muster bräunlicher Farbverschiebungen entsteht, das sich ständig zu ändern scheint.

So viel Design für Fleurville ...